Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift

Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache

Band: 62 (2006)

Heft: 2

Artikel: Kalauer sind oft mehr als faule Witze : zur Verteidigung eines bisweilen zu Unrecht Geschmähten

Autor: Heisch, Peter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-421891

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kalauer sind oft mehr als faule Witze

Zur Verteidigung eines bisweilen zu Unrecht Geschmähten

Von Peter Heisch

Die Herkunft des Wortes Kalauer ist bereits Programm und verwirrend mehrdeutig: Während die einen behaupten, es handle sich dabei um eine verballhornte französische Übersetzung von Calembour, womit ursprünglich die Stadt Calau in der Niederlausitz gemeint sei, wollen andere wissen, es beziehe sich auf einen Ort in Nordwestfrankreich, der Calembourg heisse und die zweifelhafte Ehre geniesse, aus angeborener Begriffsstutzigkeit seiner Einwohner als Namensgeber für lächerliche Verwechslungen herhalten zu müssen.

Lassen wir einmal dahingestellt sein, ob die Calauer/Calembourger wirklich so besonders dumm waren, dass sie vieles falsch verstanden haben oder sich bloss so einfältig stellten, weil sie über einen eigenartigen Sprachwitz verfügten, der sich daraus ergibt, dass eine ganze Menge gleichlautender Wörter recht unterschiedliche Bedeutungen haben.

Letzteres zu verkennen, wäre allerdings in der Tat ein schlechter oder fauler Witz – als welcher der Kalauer in Nachschlagewerken gelegentlich etwas geringschätzig abgetan wird – und folglich eine *calembredaine*, wie man französisch eine Albernheit oder billige Ausrede nennt. Denn faul ist am Kalauer höchstens, wenn er im Kern seiner Aussage keine doppeldeutige Anspielung enthält, aus der zumindest ein Funke Wahrheit aufscheint.

Wohlverstanden: Nichts nervt auf Dauer mehr als ein pausenlos kalauernder Dampfplauderer, der sozusagen ständig auf der Kalauer liegt, um bei jeder unpassenden Gelegenheit einen billigen Witz reissen zu können. Dennoch ist nicht zu verkennen, dass dem Kalauer ein beachtliches sprachschöpferisches Potenzial zu Grunde liegt.

Doch wie dem auch sei: Ob Kalauer oder Calembour, als Synonym für Wortspiele ist er in beiden Sprachen gleichermassen beliebt wie geeignet als Vermittler auf verschiedenen Bedeutungsebenen – im Französischen vielleicht sogar vermehrt, indem er dort als durchaus literaturwürdig gilt.

Kein Geringerer als der rabulistisch veranlagte François Rabelais (1494–1553) liess sich in seinem ausschweifenden Roman «Pantagruel» wortspielerisch über die «femme folle à la messe» aus, die er anzüglich zur «femme molle à la fesse» mit ausladend-einladendem Hinterteil umgestaltete. Unter Wiener Kaffeehausliteraten kursierte um die Jahrhundertwende das geflügelte Wort: «Es werfelt und brodelt und kafkat und kischt». Einer ihrer namhaftesten Vertreter, der Feuilletonist *Alfred Polgar*, den *Franz Blei* mit dem ebenso trefflichen wie charakteristischen Kalauer auszeichnete, sein Stil sei wie aus «Filigranit», versuchte, dem Ausmass an Langeweile, die er anlässlich einer Theateraufführung empfand, dadurch Ausdruck zu verleihen, dass er schrieb: «Als ich um elf auf die Uhr sah, war es erst halb zehn.» Und der geniale Schnorrer *Anton Kuh* apostrophierte seinen Freund, den liebenswürdigen Schwarmgeist *Peter Altenberg*, als einen «Delyriker». Ganz zu schweigen von der exemplarisch angewandten Sprachkritik *Johann Nestroys,* dessen Bühnenfiguren die Widersprüche platter Metaphorik in stehenden Wendungen kalauernd mit ihren eigenen Waffen schlagen («Kraut und Ruben werfens durcheinand wie Kraut und Ruben»/«Wenn alle Stricke reissen, häng ich mich auf»).

Auch *Heinrich Heine*, ein Meister geschliffener Ironie, war sich nicht zu schade, hin und wieder eine spitze Bemerkung in Form eines Kalauers in seine Texte einfliessen zu lassen, indem er ein Kokainszeichen (statt Kainszeichen) am einen oder anderen Zeitgenossen zu erkennen glaubte und in den «Bädern von Lucca» das Aperçu einflocht: «Ich sass neben Salomon Rothschild, und er behandelte mich ganz wie seinesgleichen, ganz famillionär.» Einem jungen Autor, der erstmals etwas publiziert hatte, gab er aufmunternd zu verstehen: «Sie sind heute sichtlich in ausserordentlich gedruckter Stimmung.» Einem alten Bekannten glaubte er die Erklärung schuldig zu sein: «Sie werden mich heute etwas alberner finden als gewöhnlich. Aber ich habe einen Freund getroffen, und wir haben unsere Gedanken ausgetauscht.»

Mit beiden Händen, forte fortissimo, spielte schliesslich *Wolfgang Hildesheimer* auf der Klaviatur des Kalauers und der gängigen Redewendungen. In seinem literarischen Scherz «Mitteilungen an Max» teilte er seinem imaginären Zürcher Freund mit, er wolle mit ihm gerne zum «Knabenschiessen» gehen und hoffe, dort ein paar prächtige Exemplare treffen und erledigen zu können. Aus dem selben Grund gedenke er sich auch am «Tiroler Gästeschiessen» zu beteiligen, um so an Ort und Stelle auf sportliche Weise gegen das Übervölkerungsproblem vorzugehen.

Für Kabarettisten gehören Kalauer natürlich zum willkommenen Rohmaterial, aus dem sie ihre mit Widerhaken versehenen Pointen drechseln. Solcherart kann selbst der harmloseste Kalauer zur Waffe werden, die nicht zuletzt ihren Urheber selbst in grösste Schwierigkeiten bringt. Es sei nur an *Werner Finck* erinnert, der während des Dritten Reichs beim Betreten der Bühne den mit zackig ausgestrecktem Arm vollführten Hitlergruss als «aufgehobene Rechte» interpretierte – und deswegen für ein paar Tage im Knast landete. Wieder auf der Bühne, wandte er sich vorgeblich mitfühlend besorgt an einen eifrig seine Äusserungen notierenden Spitzel im Publikum mit der Frage: «Kommen Sie mit? – Oder soll ich mitkommen?»

Das war gewissermassen die Blütezeit des politischen Kalauers, der in unsicherem Umfeld, in der man sich nur äusserst behutsam über herrschende Missstände auslassen konnte, eine enorme Brisanz besass. Später, zu Zeiten des Kalten Krieges und ergebnisloser Abrüstungskonferenzen, galt die Devise «Pax schlägt sich und verträgt sich». Heutzutage wird man als Handybenützer vielleicht schon des Terrorismus verdächtigt, wenn auf dem Display plötzlich der Hinweis erscheint: AKU LADEN, weil es sich dabei um den Bruder von Bin Laden handeln könnte.

Nach gröberem Muster gestrickt sind hingegen jene Kalauer der landläufigen Sorte, denen man vorwiegend in Witzbüchern oder an Stammtischen begegnet. Wie beispielsweise:
«Wo ist eigentlich Napoleon gestorben?» – «Auf Helena, denke ich.» «O Gott, wie peinlich!»

Oder: «Gestern soll der Ätna ausgebrochen sein.» – «Nur keine Bange. Den kriegen sie schon wieder.»

Fragt der Lehrer in der Schule: «Welcher Vogel baut kein Nest?» – «Der Kuckuck, Herr Lehrer.» – «Und wisst ihr auch weshalb?» – «Der wohnt doch in Schwarzwälder Uhren.»

«Ich hätte gerne ein Paar Unterhosen», sagt ein Kunde. «Lange?», fragt die Verkäuferin. «Nein. Ich möchte sie schliesslich kaufen, nicht mieten.»

«Bitte geben Sie mir zwei Pfund Nektarinen.» – «Sie meinen wohl Kilo?», korrigiert die Marktfrau. «Ach, heissen die jetzt nicht mehr Nektarinen?»

«Was gibts denn heute Gutes zu essen?», erkundigt sich der Gast. «Ochsenzunge in Madeira, mein Herr.» «Wunderbar. Und was gibt es hier bei Ihnen?» Beliebt sind ferner Scherzfragen der Art:

Wie hiess der Erfinder des Dampfkochtopfs? Garibaldi. Und der Besitzer einer Schnellimbissbude? Frescobaldi.

Über das Niveau dieser Kalauer kann man sich zwar streiten. Trotzdem sollte man sie nicht ganz verachten, denn sie schärfen den Sinn für Sprachwitz und Sprachfertigkeit, indem sie festgefahrene Denkgewohnheiten assoziierend auf den Kopf stellen und einen oft verblüffenden Hintersinn offenlegen.

Besonders grossen Nutzen und Gewinn zieht vor allem die Werbung aus der Polysemie (Mehrdeutigkeit) des Kalauers. Der renommierte Hamburger Werbe- und Kommunikationsfachmann Kay Tangermann bezeichnet ihn zwar ziemlich abschätzig als «das Grab der Werbemilliarden», da mit ihm häufig bis zum Überdruss Allotria betrieben werde, wenn es darum gehe, hinter einem Kalauer die eigene Einfallslosigkeit zu verbergen. Er entbehre nur allzu oft der minimalsten Haltbarkeit, sodass er bereits bei der nächsten Wiederholung physische Schmerzen verursache, ohne den geringsten Informationsgehalt zu bieten.

Als ob wir uns nicht längst darüber im Klaren wären, dass sachdienliche Hinweise zu geben nicht unbedingt Aufgabe der Werbung ist. In erster Linie kommt es ihr doch nur darauf an, Aufmerksamkeit zu wecken. Auskunfterteilung bleibt der Gebrauchsanweisung oder dem Fachhandel überlassen, getreu der bekannten Empfehlung: «Fragen Sie Ihren Arzt oder Ihren Apotheker», was die Comedyszene inzwischen auch schon zum Kalauer veranlasst hat: «Tragen Sie Ihren Arzt zum Apotheker.» Man ist im Übrigen bereits zufrieden, wenn in der Werbung zumindest klar erkennbar ist, für welches Produkt überhaupt geworben wird. Wem diese Tatsache Kopfschmerzen verursacht, der nehme sich ein Beispiel an jener gelungenen Kombination von Bild und Wort, die kalauernd zu verstehen gibt: «Wir tun was für Ihren Kater!»

Warum sollte ein gewitzter Schuhhändler nicht mit dem flotten Spruch werben dürfen: «Unsere Preise ziehen Ihnen die Schuhe aus»? In einem Prospekt, der zum Besuch eines berühmten Weingebiets auffordert, steht vielleicht zu lesen: «Die Aussicht auf unsere Rebberge ist berauschend schön.» Ein anderer rühmt die Vorzüge des Teetrinkens: «Es gibt viele gute Gründe für Grüntee.»

In bester Erinnerung sind uns noch immer die Slogans: «Mach dir es Rössli zum Gnössli» – als Stumpenrauchen noch kein schlimmer Genuss war – oder «Rhäzünser isch gsünser». Sprüche wie «Gans und gar» sowie «Ente gut – alles gut» sind geeignet, uns den Mund für Geflügel wässrig zu machen. Ein Werbespot, der verlockende Meeresfrüchte darstellt und verkündet: «Meer fürs Geld», schlägt auf ideale Weise eine einleuchtende Gedankenbrücke zwischen Delikatesse und Angebotserweiterung.

Hin und wieder bedient sich ja auch die Presse ganz gerne des Kalauers. Zum Beispiel, wenn im Nachklang zur endlos langweiligen Wahl der Music Stars im Fernsehen eine träfe Schlagzeile lautet: «Nach uns die Singflut».

Selbst die Bahn hat den Zug der Zeit erkannt und wirbt für das «bahntastische» Erlebnis des Reisens auf Schienen, bei dem sich so angenehm entspannt das «Bahnorama» geniessen lässt. Bleibt nur zu hoffen, es komme im Gegenzug niemand auf die Idee, die Bahnbetreiber zufolge ihrer exorbitanten Fahrpreise ganz «bahnal» als «Bahnditen» zu bezeichnen. Das wäre denn doch der Gipfel des «Bahnausentums»!

Entgegen der weit verbreiteten Ansicht, der Kalauer bewege sich auf der untersten Stufe des Humors, kann er doch mit seinen Paragrammen, wie die angeführten Beispiele zeigen, oft recht tiefsinnig sein. Es kommt offenbar darauf an, wer sich dieser sprachlichen Kunstfigur bedient. Wenn es zum Beispiel Ernst Jandl ist, dann kann ein berühmtes Paragramm daraus werden: «Manche meinen, rechts und links könne man nicht velwechsern. Werch ein Illtum!»